

Unterhaltungsblätter

Wöchentliche Beilage zur
Thorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 33. 1895.

Die Herrin von Dombrowa.

Roman von Johannes Emmer.

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

„Bertrand der Sohn Marbach's?“ stieß der Baron hervor. „Wie wäre das möglich?“

„Es ist so, wie ich sage,“ entgegnete Frau v. Marbach. „Ich habe ein versiegeltes Packet in Verwahrung, welches Marbach hinterließ mit der Bestimmung, daß es nach seinem Tode dem Oheim für den Sohn übergeben werden sollte. Darin dürften Aufschlüsse über verschiedene Dinge enthalten sein, die ich selbst nicht weiß.“

„Und Sie behielten es zurück?“ fragte im Tone des Vorwurfs der Baron.

„Wundert Sie das nach dem, was ich gethan?“ war die bittere Antwort. „Sie wissen ja doch, daß ich eine Verbrecherin bin.“

„Eine Unglückliche,“ sagte leise Daubrac.

„Ja, eine Unglückliche!“ rief die Frau mit leidenschaftlicher Bewegung. „Ihn, der mich wie eine erkaufte Sklavin behandelte, trifft die Schuld, daß ich geworden, was ich bin. Er betrog mich um meine Jugend, mein Glück, um Alles, Alles! — Hören Sie zu, Baron, Sie sollen Alles wissen!“

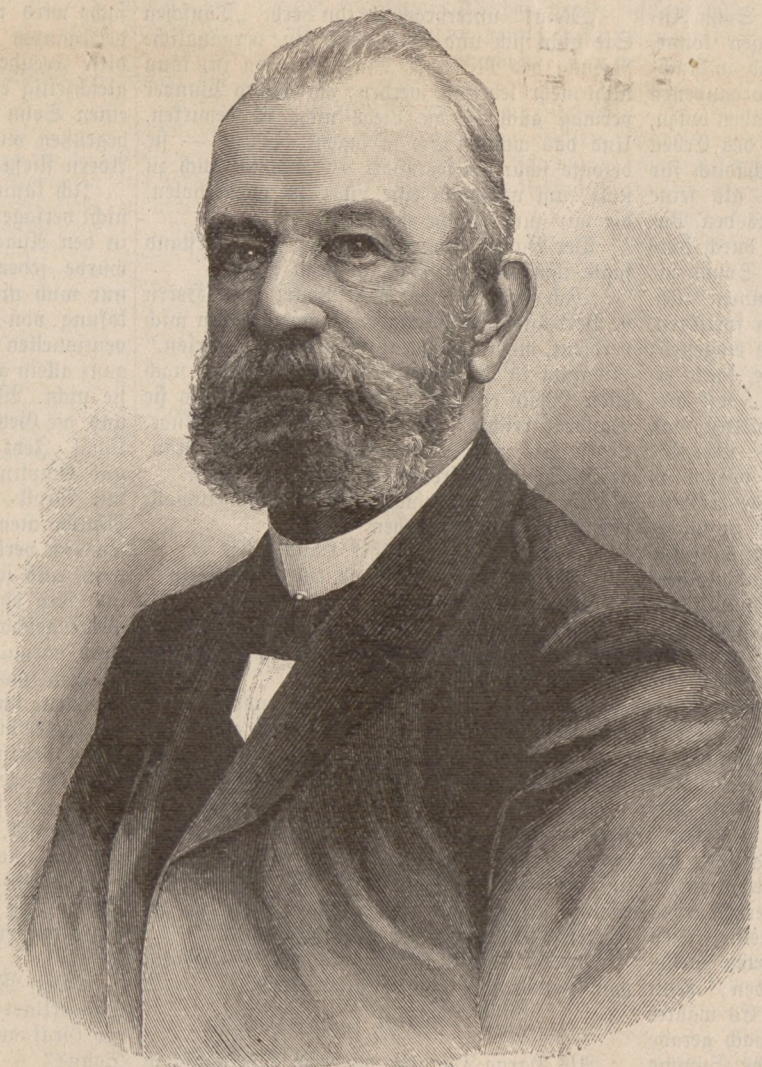
Mein Vater war ein pensionirter Offizier, der nach Stettin gezogen war, um dort den Rest seiner Tage zu verbringen. Meine Mutter war längst todt; er allein leitete meine und meines älteren Stiefbruders Erziehung. Als mein Vater starb, waren wir Beide schon erwachsen und im Stande, unseren Unterhalt zu erwerben. Ich ertheilte Unterricht in Familien, George, der verschiedene Sprachen sich angeeignet hatte, fand eine Stellung in einem großen Hotel. Wir waren arm, aber geachtet und zufrieden. Da kam Herr v. Marbach nach Stettin; er sah mich zufällig und begann mich zu verfolgen. Der finstere Mann war mir nicht

sympathisch, seine Werbungen wurden immer dringender, und schließlich gab ich nach. George hatte es ungern gesehen, er rieth mir auch anfangs ab, dann aber mußte auch ihn die Aussicht auf eine gesicherte Zukunft, eine angesehene Stellung in der Gesellschaft verblendet haben, denn er gab seinen Widerstand auf. Unsere Verbindung wurde vollzogen.

Nur zu bald bereute ich es, mich — ver-

kauft zu haben. Das Leben an der Seite dieses Mannes war Höllequal. Ruhelos von einem Orte zum andern wandernd, mit verlegendem Mißtrauen bewacht wie eine Gefangene, wilden Ausbrüchen eines leidenschaftlichen Gemüthes ausgesetzt, das ebenso maßlos in Härlichkeit wie in Eifersucht war: so verbrachte ich entsetzliche Jahre. Meine Menschenwürde wurde mit Füßen getreten; stumm und willenlos sollte ich

ihm gehorchen, ergeben dulden wie ein — Hund, den man bald liebkost, bald peitscht. Woher ich die Kraft nahm, dies zu ertragen, ich weiß es nicht. Niemand war da, dem ich klagen, dem ich meine Leiden vertrauen konnte; wir lebten abgeschlossen von jeder Gesellschaft, und auch mit meinem Stiefbruder war jeder Verkehr mir verboten worden. Da kamen wir nach Nieuport, und hier traf ich George, der in dem Hotel, in welchem wir abstiegen, als Geschäftsführer angestellt war. Es gelang mir, heimlich ihn zu sprechen, und er erfuhr, welch' ein Leben ich führe. George hing mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an mir, ich glaube, alle Liebe, deren er fähig war, widmete er mir. Meine Mittheilungen brachten ihn außer sich, er geberdete sich wie ein Rasender und schwur, dieser Lage ein Ende zu machen. Mit Mühe konnte ich ihn bei unserer ersten Unterredung beruhigen, aber in mir selbst wuchs von da an das wilde Verlangen nach Freiheit. Wir blieben in Nieuport länger als sonst an irgend einem Orte, und ich mußte mir Gelegenheit zu verschaffen, öfter mit George zu sprechen. Und da keimten nun finstere Gedanken, die meine Seele immer mehr gefangen nahmen. Plötzlich erklärte Marbach, er wolle am nächsten Tage abreisen. Abends vorher traf ich wieder George und theilte es ihm mit. Der Gedanke, daß wir uns wieder trennen sollten, brachte uns fast zur Verzweiflung, und da reifte der Entschluß — ein Ende zu machen. Marbach



Wilh. Scheimer Rath Baensch, der Erbauer des Kaiser Wilhelms-Kanals. (S. 259)

Nach einer Photographie aus dem Atelier von Erich Sellin & Co. in Berlin W. Unter den Linden 19.

hatte sich in der letzten Zeit angewöhnt, stark zu trinken, und versiel dann in einen festen Schlaf. In dieser Nacht nun ließ ich George ein, und meine lange silberne Haarnadel, welche mein Gelock festhielt, wurde zur tödtlichen Waffe. George stieß sie ihm in's Herz und brach sie oben ab, kein Tropfen Blut trat aus, die Wunde war fast unsichtbar. Die Aerzte und Behörden hatten keinen Verdacht und daher auch keinen Anlaß zu näherer Untersuchung. Ueberdies vermittelte auch George, der vermöge seiner Stellung als Geschäftsführer des Hotels in dem Orte einen gewissen Einfluß hatte, daß Alles rasch abgemacht wurde. Das Geld that noch ein Uebriges, und Niemand ahnte, was vorgefallen war.

Ich verließ Nieuwport, bald darauf folgte mir George, der nun auch die Ordnung meiner Angelegenheiten übernahm, ich verstand ja von all' den Sachen nichts.

Erst aus den Papieren Marbach's erfuhren wir, daß er Dombrowa besitze und daß aus seiner ersten Ehe ein Sohn vorhanden sei, den er aus Gründen, die ich nicht kenne, in der Fremde unter falschem Namen hatte erziehen lassen. Der Haß, den ich gegen den Vater hegte, übertrug sich auf den Sohn, obwohl ich ihn nicht kannte und wir anfangs auch gar nicht wußten, ob er überhaupt noch lebe und wo er sich befinde. In George hatte sich die fixe Idee festgesetzt, daß ich für das, was ich gelitten, wenigstens dadurch entschädigt werden müsse, daß mir allein die Erbschaft zufalle. Wie er die Sache geordnet hatte, durch welche Mittel er es dahin gebracht hatte, daß mir thatsächlich der volle Nießbrauch des Marbach'schen Vermögens zugesprochen wurde, erfuhr ich selbst nicht. Der Gedanke jedoch, daß der Sohn Ansprüche erheben und mich verdrängen könne, ließ ihm keine Ruhe. Er ließ nicht ab in Nachforschungen, zu welchen ihm die vorhandenen Schriften und Aufzeichnungen Handhaben boten, bis er sich über die Persönlichkeit des Erben Gewißheit verschafft hatte. Ihn unschädlich für mich zu machen, betrachtete George als seine Pflicht gegen mich. Wir hatten aus den Papieren ersehen, daß Herr v. Marbach durch Vermittelung eines Bankhauses seinem Sohne die Mittel zu seinem Unterhalte zukommen ließ. Ich wollte anfänglich die Zahlungen fortsetzen, aber George drang darauf, daß sie eingestellt würden. Wenn dem jungen Manne, sagte er, plötzlich die Mittel entzogen würden, wie bisher sorglos zu leben, sei darauf zu wetten, daß er verkommen werde; und dann — was die Hauptsache wäre — der Mittellose würde um so weniger in der Lage sein, etwaige Schritte zur Geltendmachung seiner Ansprüche zu unternehmen. Um ganz sicher zu sein, entschloß sich George, selbst den jungen Mann aufzusuchen, zu überwachen und wenn nöthig, ihn zu besitzthemen. Auf Grund der hinterlassenen Aufzeichnungen wurde es nicht schwer, Jenen aufzufinden, und vor längerer Zeit meldete mir George aus Paris, daß es ihm durch einen Zufall gelungen sei, als Diener in das Haus des Gesuchten, eben Edmund v. Bertrand's, zu kommen. Er schrieb mir, daß er denselben nicht eher verlassen würde, als bis auf diese oder jene Weise jede Gefahr für mich gründlich beseitigt sei. Ich kannte George gut genug, um zu wissen, daß er sein Versprechen halten würde, und mußte es selbst um den Preis einer neuen — Gewaltthat sein. Seinen nächsten Briefen entnahm ich, daß er zunächst abwarten wolle, wie die Dinge sich gestalten würden, wenn Bertrand sein Einkommen verliere. Es währte dies etwas länger, da Herr v. Marbach gerade kurz vor seinem Tode eine bedeutende Summe für den Sohn angewiesen hatte. Wie nun jene Katastrophe, auf die George gewartet hatte, ganz anders sich entwickelte, als wir hofften,

und welch' seltsame Verkettung von Umständen den Geschehnissen hierher führte, wissen Sie.

Sein Anblick erweckte all' die bösen Erinnerungen wieder, ich brannte darnach, ihn zu vernichten, und George — dieser freilich vielleicht noch aus anderen Gründen — befestigte mich in meinen unseligen Plänen. Meine Sünde fand aber eine furchtbare Strafe, ich mußte den, welchen ich hassten, verderben, tödten wollte, ich mußte ihn lieben, und die Qualen, welche ich während meiner Ehe erduldet hatte, waren noch Wonnen gegen die Bitternisse, welche mir das Ringen mit einer unseligen Leidenschaft bereitete, die mir Herz und Hirn verbrannte.

Jetzt wissen Sie Alles, vielleicht werden Sie milder über ein Weib urtheilen, dessen Schuld darin bestand, daß es schwach genug war, etwas zu thun, was tausend Andere thun: sich einem ungeliebten Manne hinzugeben, um irdischen Gutes willen, das aber nicht so stark war, die Folgen dieser Schuld zu tragen, sondern im wilden Aufbäumen gegen die selbstgeschmiedeten Fesseln zur Verbrecherin wurde.

Was ich leichtsinnig hingegeben, die Freiheit meiner Seele, die Würde des Weibes, das wollte ich mir um jeden Preis zurückerobern, und dies wurde mein Verderben. Ich habe jetzt nichts mehr zu hoffen, nichts mehr zu gewinnen, kein Glück, keinen Frieden. Ein Leben voll hoffnungslosen Elends kann wahrlich nicht begehrenswerth erscheinen; ich sehne mich nach Vergessen, nach Ruhe.

Sie hatte geendet. Tief erschüttert blickte Daubrac auf die Frau, deren Wesen er auch jetzt noch mehr ahnte, als begriff. „Vielleicht würden Sie doch noch Frieden und Entsöhnung finden —“ begann er.

„Nein!“ unterbrach sie ihn herb. „Täuschen Sie nicht sich und mich durch eine vergängliche Regung des Mitleids. Was erstorben ist, kann nicht mehr lebendig werden; ein solches Wunder vermag auch — die Liebe nicht zu bewirken. Und das wollten Sie ja sagen. Jetzt“ — sie betonte scharf dieses Wort — „bin ich auch zu stolz, um nochmals eine Lüge zu wiederholen, die mir zum Fluche ward.“

Der Baron neigte das Haupt, sein Verstand sagte ihm, daß diese Frau Recht habe.

„Ich will Ihnen das Packet für Herrn v. Bertrand übergeben; Sie haben es um mich verdient, mein Testament vollstrecken zu dürfen.“ Sie ging in ihr Schlafzimmer und brachte nach einer Weile ein versiegeltes Packet, welches sie Daubrac reichte. „Und nun sind wir zu Ende. Leben Sie wohl und vergessen Sie eine Frau, deren Sie nicht freundlich gedenken dürfen.“

Sie stand da ruhig, stolz und hoheitsvoll, wie er sie immer gesehen.

„Reichen Sie mir Ihre Hand,“ bat er. „Diese Hand? Die Hand einer Mörderin?“ „Einer Unglücklichen!“ murmelte er.

Sie willfahrte seinem Wunsche, einen Augenblick lang ruhten ihre Hände ineinander, begegneten sich ihre Blicke.

„Melanie! Möge Gott Ihnen gnädig sein!“ sagte er mit halberstimmter Stimme; sie nickte und er wandte sich zur Thür. Er wagte es nicht mehr, einen Blick zurückzuwerfen — es war zu Ende.

Die Frau sah durch das Fenster, wie er im wilden Galop davon ritt. Ein tiefer Seufzer hob ihre Brust, sie schaute noch einmal hinaus auf die friedliche Landschaft, die im goldenen Glanze grünte und blühte, dann schritt sie gesenkten Hauptes in ihr Schlafgemach.

Zwei Stunden später fand man die Herrin von Dombrowa todt in ihrem Bette.

28.

Als Baron Daubrac vor dem Werkhause in R. von seinem schweißtriessenden Pferde sprang, trat eben Graf Orlau aus der Thür. Die Herren begrüßten sich.

„Ich erfuhr heute früh von dem neuen Unfälle, der Ihren Freund betroffen hat,“ sagte der Graf, „und hielt es für meine Pflicht, mich persönlich über sein Befinden zu unterrichten. Es scheint ein eigener Unstern das Leben des Herrn v. Bertrand in unserer Mitte zu bedrohen.“

„Es dürfte dies der letzte Schlag sein, den eine feindliche Hand gegen ihn geführt hat,“ erwiderte erstens Tones Daubrac.

„Herr v. Bertrand hat Feinde? Hier!“

„Er hatte sie? Darf ich Sie bitten, mir noch eine kurze Unterredung auf meinem Zimmer zu gestatten.“

„Gewiß,“ antwortete Graf Orlau und trat wieder in das Haus.

„Ich habe Ihnen dieses Packet zu übergeben,“ begann der Baron, als sie oben in dem Zimmer waren.

Der Graf las verwundert auf dem Umschlage: „An den Grafen Ludwig Orlau für meinen Sohn.“ Er erkannte die Handschrift und seine Miene versunkerte sich. „Wie kommen Sie dazu? Wer gab Ihnen dies?“ fragte er hastig.

„Frau v. Marbach.“

„Die!“ Er sprach es mit unsäglicher Verachtung. Er wandte den Umschlag um, die Siegel auf der Rückseite zeigten Spuren, daß sie gelöst und dann wieder erneuert worden waren. Jetzt riß er die Hülle auf, sie enthielt einen offenen Briefbogen und ein unverschlossenes, ziemlich starkes Couvert. Hastig überlas der Graf das Schreiben.

„Herr Schwager!“ lautete es: „Wenn diese Zeilen in Ihre Hände gelangen, werde ich nicht mehr unter den Lebenden weilen. Diese Thatsache wird wohl für Sie das Erfreulichste an der ganzen Mittheilung sein. Vielleicht wird diese Freude dadurch etwas getrübt, daß Sie gleichzeitig erfahren, Ihre Schwester habe mir einen Sohn geschenkt, den Sie nun als Neffen begrüßen müssen, obwohl mein Blut in seinen Adern fließt.“

Ich kann Ihrer Schwester die Anerkennung nicht versagen, daß sie alle Vorzüge besaß, welche in den Augen der Welt ein Weib zieren. Sie würde jeden Anderen glücklich gemacht haben, nur mich nicht, der ich von ihr gänzliche Lösung von ihrer Familie und von allen konventionellen Fesseln verlangte, damit sie mir ganz allein angehöre, und das konnte und wollte sie nicht. Wir verstanden uns gegenseitig nicht, und die Geburt eines Sohnes brachte mir neue Qual. Jetzt nahm das Kind ihr ganzes Sinnen und Empfinden in Anspruch, und ich mußte mit Groll und Bitterkeit erkennen, daß die Mutter niemals mehr mir das werden könne, was ich verlangte. Ein finsterner Zorn erfaßte mich, und ich beschloß, das Kind zu entfernen und fern von ihr aufziehen zu lassen. — Mein Wille geschah: sie trug es geduldig, aber sie starb daran.

Die spießbürgerliche Moral wird mich verdammen, ich weiß es, allein ich habe mich von jeher über dieselbe erhaben gefühlt. Was meinen Sohn betrifft, der erst in reiferen Jahren und wenn er gelernt hat, auf eigenen Füßen zu stehen, mit seiner Abstammung bekannt gemacht werden soll, so wird er es mir danken, daß ich ihn zu einem freien, unabhängigen Menschen habe erziehen lassen. Ich fühlte nichts für ihn, und so ließ ich ihn in der Fremde, uns Beiden eine heuchlerische Komödie ersparend.

Marbach.“

„Der Mensch war entschieden geisteskrank! Das erklärt Manches!“ rief unwillkürlich laut der Graf aus. „Wer und wo ist nun dieser Sohn?“

„Ist darüber in dem Briefe nichts enthalten?“ fragte Daubrac.

Der Graf wandte das Blatt um. „Da

stehen noch einige Notizen.“ Er las halblaut: „Durch das Bankhaus Erlanger in Frankfurt am Main werden Sie den Aufenthalt Ihres Neffen erfahren können. Dasselbe vermittelte bisher, daß ihm die Mittel zur standesgemäßen Erziehung und Unterhalt zukamen. Es genügt anzufragen, an welchem Orte die Auszahlungen für Edmund v. Bertrand erfolgen.“

„Bertrand!“ stieß Graf Orlau hervor. „Unmöglich! Herr Baron! Haben Sie gehört? Bertrand der Sohn Marbach's?“

Baron Daubrac nickte. „Nach den Mittheilungen der Frau v. Marbach kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Sache sich so verhält. Auch sind hier, wie ich sehe, die erforderlichen Dokumente beigelegt, um seine Identität mit dem Sohne Marbach's festzustellen.“

„Wenn Frau v. Marbach aber dies wußte, warum schwieg sie darüber?“

„Es ist nicht schwer, die Gründe zu begreifen, welche die Herrin von Dombrowa bewogen, ihre Kenntniß nicht zu verrathen.“

„Ja, ja, ich begreife. Herr v. Bertrand ist der berechnete Erbe. Es wird nun wohl einen harten Kampf abgeben. Aber wie gelangten Sie in den Besitz des Schriftstückes?“

„Frau v. Marbach übergab es mir!“

„Sie selbst? Wie soll ich mir das erklären?“

„Sie fühlte das Bedürfnis, vor ihrem Ende auch ihre Schuld zu sühnen.“

„Eine reuige Magdalena! Gibt sie wirklich den Besitz Dombrowa's so leichtmüthig auf?“

„Jüdischer Besitz hat keinen Werth für — Tödtel!“

(Fortsetzung folgt.)

Wirklicher Geheimer Rath Otto Baensch, Erbauer des Kaiser Wilhelms-Kanals.

(Mit Porträt auf Seite 257.)

Kurz vor der Eröffnung des Kaiser Wilhelms-Kanals feierte der Erbauer dieses großartigen Werkes, der Wirkliche Geheime Oberbaurath Otto Baensch in Berlin, seinen siebenzigsten Geburtstag. Es ist sein hohes Verdienst, das Unternehmen zuerst als durchführbar nachgewiesen und es den staatlichen Bedürfnissen angepasst zu haben, als es zuerst als Privatunternehmen geplant war und auf die Ausführung von Seiten des Reiches keine Aussicht hatte. Sodann aber gebührt ihm ehrenvollste Anerkennung dafür, das gewaltige Werk unter seiner technischen Überleitung von Anfang bis zu Ende ohne jeden nennenswerthen Unfall zur Ausführung gebracht zu haben. Er ist anlässlich der Einweihung zum Wirklichen Geheimen Rath mit dem Prädikat Excellenz ernannt worden. — Otto Baensch, dessen Bildniß wir auf S. 257 bringen, ist am 6. Juni 1825 in Zeitz geboren und 1846 als Land- und Wasserbauinspektor in den preussischen Staatsdienst getreten. Er steht auf eine ungemein reiche Lebensarbeit zurück; zahlreiche Hoch- und Wasserbauten, Eisenbahn- und Hafenanlagen, letztere besonders an der Ostseeküste, ferner Kanäle und Stromregulirungen am Main und Rhein, sind, wie der Kaiser Wilhelms-Kanal, nach seinen Plänen und unter seiner Leitung entstanden. Jetzt, nach Vollendung seines Hauptwerkes, ist der Jubilar bereits mit der Ausführung des Elbe-Trave-Kanals beschäftigt.

Fischer am Hummerkasten.

(Mit Bild auf Seite 260.)

Die schwersten und wohlgeschmecktesten Hummer sind die norwegischen, ihnen zunächst stehen die schwedischen und die Helgoländer. Die Helgoländer Fischer stellen in den Monaten Mai bis Mitte Juli, der Hauptfangzeit, den Hummern besonders eifrig nach. Was nicht sofort verkauft wird, kommt in die unter dem Schutze der Insel, aber auf offener See verankerten Hummerkästen, die mit Vöchern versehen sind, daß das Wasser hindurchpült, und als Vorrathskammern für die vom 15. Juli bis 15. September währende Schonzeit dienen. Damit sich die Thiere in der Gefangenschaft mit ihren gewaltigen Scheren nicht gegenseitig verletzen und verstümmeln,

werden ihnen die beiden Schenkel der Scheren mit getheertem Bindfaden so fest zusammengebunden, daß sie dieselben nicht öffnen können. Von Zeit zu Zeit fahren die Fischer im Boote nach den Hummerkästen hinaus, um die Thiere mit Fischabfällen zu füttern und nachzusehen, ob auch Alles in Ordnung ist (siehe das Bild auf S. 260).

Rosenzeit.

(Mit Bild auf Seite 261.)

Wenn sich im Sommer die ganze Pflanzenwelt dem Höhepunkte ihrer Entwicklung nähert, dann durchleben wir die schöne Rosenzeit. Auch in den Gartenanlagen, durch die das holde Mädchen auf W. Menzler's ansprechendem Gemälde „Rosenzeit“ (siehe unseren Holzschnitt auf S. 261) wandert, prangen an den dornigen Sträuchern ringsumher die köstlichen Blüten. Eine voll erblühte Rose hat das junge Mädchen vom Strauch gebrochen und athmet entzückt den Duft ein. Nachsinnend betrachtet sie die „Königin der Blumen“ in ihrer Hand, als ob sie der Verse des alten persischen Dichters Dschelal-eddin Rumi gedächte:

„Die Rose ist das höchste Liebeszeichen,
Dem Herzensfreund will ich die Rose reichen.“

Hochmuth kommt vor dem Fall.

Erzählung von Max Kleppert.

(Nachdruck verboten.)

Kling! Kling!

Zweimal schlug die Glocke des Pferdebahnwagens an, um das Zeichen zum Halten zu geben. Bevor aber der Kutscher die Bremse herumgedreht und den Wagen zum Stehen gebracht hatte, sprang das junge Mädchen herab. Jedenfalls war sie nicht vorsichtig genug, denn der Fuß knickte ihr um, und mit einem leisen Schrei fiel sie auf das rechte Knie.

In demselben Augenblick sprang ein junger Mann herunter, der bisher auf dem Hinterron gestanden hatte, und half der sich mühsam Erhebenden auf. Sie dankte und versuchte zu gehen.

„Darf ich Ihnen meinen Arm anbieten?“ fragte der junge Mann. „Vielleicht können Sie gehen, wenn Sie sich auf mich stützen. Schlimmsten Falls führe ich Sie bis zu einer Droschke.“

Das junge Mädchen erröthete. „Ich danke Ihnen,“ sagte sie. „Ich wohne ganz in der Nähe. Wenn Sie mir allerdings bis dorthin Hilfe leisten wollten, wäre mir das angenehm; ich kann nicht gut auftreten.“

„Bitte, stützen Sie sich nur fest auf meinen Arm,“ sagte der junge Mann, der ungefähr am Ende der zwanziger Jahre stand und einen recht eleganten und fast vornehmen Eindruck machte. „So, nun lassen Sie uns ganz langsam gehen. Ich hoffe, Sie werden sich nicht verletzt haben.“ „Ich hoffe es auch nicht,“ sagte die junge Dame. „Es war leichtsinnig von mir, während der Fahrt abzuspringen; aber ich habe es schon so oft gethan.“

Das Gehen fiel der jungen Dame ziemlich schwer. Sie machte hin und wieder eine Pause, und es dauerte mehrere Minuten, bis sie endlich vor einem Hause stehen blieb.

„Hier bin ich zu Hause. Haben Sie vielen Dank für Ihre Freundlichkeit, und entschuldigen Sie, wenn ich Ihre Zeit in Anspruch genommen habe.“

„O, bitte recht sehr,“ sagte der Begleiter. „Darf ich Sie nicht auch die Treppe hinauf begleiten?“

„Nein,“ sagte sie nach einigem Zögern eröthend; „ich danke Ihnen, ich will Sie um keinen Preis bemühen, Herr —“

„Verzeihen Sie, mein Fräulein, daß ich bisher unterlassen habe, mich Ihnen vorzustellen. Max Kirchner ist mein Name. Ich bin Kaufmann.“

„Ich heiße Adele Minsberg, und danke Ihnen nochmals.“

Sie reichte ihrem Begleiter die Hand und verschwand dann im Hausflur. Das Gehen fiel ihr sehr schwer, aber es wäre ihr zu peinlich gewesen, wenn der junge Herr sie begleitet und gesehen hätte, in wie ärmlichen Verhältnissen sie lebte. Im vierten Stocke des Hintergebäudes blieb sie vor einer Thür stehen und klopfte.

Eine schon ältere Frau öffnete. „Um's Himmelswillen, was ist geschehen?“ rief sie, als sie das schmerzverzogene Gesicht Adels erblickte.

„Nichts, nichts, Marie, ich habe mir nur ein wenig den Fuß verstaucht. Es ist schon gut, laß mich nur in mein Zimmer.“

Sie humpelte bis zu einem einfensterigen Kämmerchen, das für sie besonders eingerichtet schien, und setzte sich erschöpft auf einen der Stühle nieder. Die ältliche Frau zog ihr den Schuh aus und machte kalte Umschläge; dann entfernte sie sich, weil sie noch mit der Bereitung des Abendbrodes beschäftigt war.

„Fritz kommt bald,“ sagte sie im Gehen, „und er wird hungrig sein; auch Sie, Fräulein.“

„O, ich danke; ich kann es schon abwarten. Ich bin heute nicht so hungrig wie sonst.“

Die Frau ging hinaus, und Adele blieb allein. Sie athmete auf, denn sie hatte das Bedürfnis, nachzudenken. War es doch gewissermaßen ein Abenteuer, das sie da erlebt hatte. Es kam ihr vor, als höre sie noch immer die theilnehmende Stimme des jungen Mannes, und als habe sie ihm nicht genügend für seine Freundlichkeit gedankt. Es war ihr so sonderbar, wenn sie an den Vorfall dachte. Es war doch gewiß nichts Böses, und doch hätte Adele es nicht fertig gebracht, ihrer Wirthin etwas davon zu erzählen, obgleich diese ihre Vertraute, ihre mütterliche Freundin war.

Ja, Marie hatte in der That an ihr gehandelt wie eine Mutter. Die gute Seele war früher Dienstmädchen im Hause der Eltern Adels gewesen, hatte dann einen Schlosser geheirathet, mit dem sie später nach Berlin gezogen war. Adele war ein kleines Mädchen gewesen, das noch nicht einmal in die Schule ging, als Marie das Elternhaus verließ. Dann war ganz plötzlich ihr Vater gestorben, und ihre Mutter, deren einziges Kind sie war, hatte die große Wohnung verlassen und sich ganz bescheiden einrichten müssen. Nach dem Tode des Vaters war nichts als eine kleine Rente vorhanden, mit welcher er seine Frau bei einer Versicherungsgesellschaft eingekauft hatte, und von dieser Rente mußten Mutter und Tochter leben.

Es war damals eine Zeit, in welcher alle jungen Mädchen Lehrerinnen wurden, weil dies für einen außerordentlich günstigen weiblichen Lebensberuf galt. Auch Adels Mutter hatte Alles aufgewendet, um der Tochter besonderen Unterricht ertheilen zu lassen und sie dann auf ein Seminar zu schicken. Gerade aber, als Adele ihr Examen machen sollte, starb ihre Mutter plötzlich, und sie stand allein in der Welt da, ohne Stütze, ohne Mittel.

Damals hatte sie einen verzweifelten Brief an Marie geschrieben, mit der die Mutter noch jahrelang in Briefwechsel gestanden hatte. Marie machte dem Kinde ihrer ehemaligen Herrschaft den Vorschlag, zu ihr nach Berlin zu ziehen. Sie lebe mit ihrem Manne in kinderloser Ehe, in ihrer bescheidenen Wohnung werde sich schon noch ein Plätzchen für Adele finden. Sie könne ja sehen, wie sie in Berlin sich etwas Geld verdiene, was in der großen Stadt jedenfalls leichter sei, als daheim.

Adele nahm voller Dankbarkeit das Anerbieten der bescheidenen Frau an und wurde auch von dem Gatten Mariens, einem ebenso fleißigen, als einfachen und nüchternen Manne, als Hausgenosin begrüßt und in dem Kämmer-

chen, das man ihr eingeräumt hatte, untergebracht.

Es dauerte lange, ehe Adele eine Stelle gefunden hatte, denn stellesuchende Gouvernanten und Lehrerinnen gibt es zu Tausenden in Berlin. Sie wurde endlich dazu engagirt, die Kinder einer reichen Bankiersfamilie im Westen der Stadt unter ihre Obhut zu nehmen, und das war eine ziemlich dornenvolle Aufgabe. Sie mußte jeden Morgen um acht Uhr erscheinen, dabei sein, wenn die Kinder angekleidet wurden, hatte die Verpflichtung, gegen neun Uhr zwei Mädchen von sieben und acht Jahren nach der Schule zu bringen und dann mit dem viereinhalbjährigen Jungen den Vormittag über zu

spielen oder mit ihm spazieren zu gehen. Nachmittags mußte sie mit den aus der Schule zurückgekehrten Mädchen die Arbeiten machen, mußte dann mit ihnen und dem Jungen wieder spazieren gehen und durfte erst gegen sechs Uhr des Abends sich entfernen. Dafür bekam sie Kost und ein Monatsgehalt von ganzen fünfzehn Mark, also weniger als ein gutes Dienstmädchen.

2.

Am Tage nach dem Unfalle war es mit Adels Fuß nicht besser. Sie mußte zu Hause bleiben und konnte sich einmal einen ganzen Tag lang für sich beschäftigen; sie benutzte ihn, um allerlei an ihrer Kleidung auszubessern.

Des Nachmittags klingelte es draußen, und als Marie öffnete, sah sie einen jungen Mann vor sich stehen.

„Wohnt Fräulein Adele Minsberg hier?“ fragte er.

Marie wünschte zu wissen, was er von Adele wolle. Als er dann erklärte, er heiße Kirchner und wolle sich nach dem Befinden der jungen Dame erkundigen, der er gestern einen kleinen Dienst geleistet habe, ließ ihn Marie ein. Er blieb sehr lange, erkundigte sich immer wieder theilnehmend nach Adels Befinden und bat schließlich um die Erlaubniß, wieder kommen zu dürfen, und bereits am nächsten Tage stellte er sich richtig wieder ein.



Fischer am Hummerkasten. (S. 259)

Marie aber machte ihrem Manne, als er aus der Werkstätte zurückkehrte, Mittheilung von dem Vorkommniß. Dieser schüttelte den Kopf, und als er Abends mit seiner Frau allein war, erklärte er: „Es ist dringend nothwendig, daß ich mit dem jungen Herrn einmal spreche; denn dazu ist unser Fräulein doch zu gut, daß der erste Beste ein Verhältniß mit ihr anfängt. Hat der junge Mensch ehrliche Absichten und ist er in der Lage, Adele zu heirathen, dann ist es gut, wenn nicht, dann weise ich ihm die Thür. Ich werde morgen einen halben Tag Arbeit opfern und hier bleiben, bis der junge Herr kommt. Sage aber Adelen nichts, das könnte sie nur ängstlich machen, und ich möchte ihr jede Sorge ersparen.“

Am nächsten Tage konnte Adele wieder ihrer Beschäftigung nachgehen, sie war daher nicht zu

Hause, als am Nachmittage Max Kirchner erschien. Volkmann führte ihn in das Zimmer und blieb mit ihm allein. Als der junge Mann nach einer halben Stunde fortging, brachte ihn Volkmann bis zur Thür und sagte dann zu seiner Frau: „Die Sache ist gar nicht so einfach. Es scheint mir ein sehr anständiger junger Herr zu sein, aber er ist noch unselbständig. Eine Tante, die ihn erzogen hat, eine unverheirathete Dame, will ihm ihr Vermögen hinterlassen, und natürlich kann er keinen wichtigen Schritt thun ohne Erlaubniß derselben. Ich habe ihn gefragt, ob die Tante etwas von seinem Verhältniß zu unserem Fräulein wisse, und als er mir sagte, er habe sich noch nicht entschließen können, ihr etwas davon mitzutheilen, habe ich von ihm verlangt, daß er derselben erst Mittheilung mache und so lange nicht wiederkomme,

bis er sich sagen könne, daß die Tante nicht gegen das Verhältniß sei.“

Vier Tage vergingen, ohne daß sich Max Kirchner wieder sehen ließ. Auch der fünfte Tag brachte ihn nicht, dafür aber erschien am Vormittag, während Adele abwesend war, die Tante Kirchner's, eine feingekleidete Dame, bei Marie Volkmann, und stellte ein sehr strenges Examen betreffs Adels, ihrer Verhältnisse, ihres Charakters u. s. w. an. Sie benahm sich dabei so hochfahrend, daß Marie sie am liebsten vor die Thür gesetzt hätte. Aber sie dachte an Adele und deren Zukunft, und schwieg.

Die Dame erklärte auch, sie werde wahrscheinlich nichts gegen das Verhältniß haben. Wenn ihr Neffe das Mädchen wirklich liebe, und dieses ihr bei einer persönlichen Vorstel-



Rosenzeit. Nach einem Gemälde von W. Menzler. (S. 259)

lung gefalle, wolle sie es übersehen, daß Adele der dienenden Klasse angehöre.

Am nächsten Vormittag gegen elf Uhr klingelte Volkmann an der Wohnung des Fräulein Adelheid Kirchner. Er wurde in ein Zimmer geführt, das mit altmodischen Möbeln ausgestattet war, aber einen sehr vornehmen Eindruck machte. Seine Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt, denn es dauerte länger als eine halbe Stunde, bis endlich das Klatschen eines Kleides hörbar wurde, und bald darauf aus einer Seitenthür Fräulein Adelheid Kirchner erschien.

„Was führt Sie zu mir?“ fragte sie, als Volkmann nach einem Anfang zu suchen schien.

„Fräulein Adele wohnt bei uns,“ begann er, „und Sie wissen ja wohl, daß wir die ganze Geschichte kennen. Wir haben es immer mit dem Fräulein gut gemeint, das können Sie uns glauben; auch mit dem jungen Herrn, Ihrem Neffen.“

„Gewiß, ich weiß,“ sagte das Fräulein kühl; „es soll auch Ihr Schaden nicht sein, daß Sie sich des jungen Mädchens angenommen haben.“

„Nein, nein, deshalb bin ich nicht gekommen. Was wir gethan haben, ist nicht der Rede werth, und wir würden es uns nicht bezahlen lassen. Nein, ich komme wegen einer anderen Angelegenheit. Der Vater unserer Adele ist nämlich seiner Zeit im Gefängniß gestorben.“

Er erschrak fast über die Wirkung, welche die wenigen Worte bei der Dame hervorbrachten. Im nächsten Augenblicke erschien auf ihrem Gesichte ein Zug von Härte, der dem einfachen Manne so beängstigend vorkam, daß er jetzt mit aller Gewalt darauf losredete, um den schlechten Eindruck zu verwischen, den seine Worte eben hervorgerufen hatten.

„Es ist ja schlimm,“ sagte er, „aber wenn man weiß, wie es zugegangen ist, dann kann man den armen alten Herrn nicht verurtheilen. Sehen Sie, Fräulein, ich habe ihn stets als einen ehrenhaften Menschen gekannt, der die Achtung aller Welt hatte. Er war Kammerer in der Stadt, in der er lebte, und hatte die Kasse unter sich. Er hat für sich nie einen Pfennig veruntreut, aber kurze Zeit, bevor das Unglück kam, erschien eines Tages sein Schwager bei ihm, der ihm sagte, er sei verloren, wenn er nicht auf einige Tage tausend Thaler haben könne. Ich weiß nicht, welche Ueberredungsmittel er angewendet hat, aber der alte Herr Minsberg ließ sich bethören und gab ihm die tausend Thaler aus der Stadtkasse für einige Tage. Gerade in der Zwischenzeit aber kam eine plötzliche Revision, man vermißte das Geld, und wenn dasselbe auch späterhin von dem Schwager zurückgezahlt wurde, so wurde Herr Minsberg doch gefänglich eingezogen und wegen Kassenunterschlagung in Untersuchung gebracht. Es gab Leute in der Stadt, die ihm nicht wohlwollten und darauf drangen, daß er den Gerichten übergeben wurde. Man nahm Rücksicht darauf, daß es ja eigentlich nicht seine Absicht gewesen war, einen Diebstahl zu begehen, ein Unrecht war es aber immerhin, was er gethan hatte, und so wurde er denn zu einigen Wochen Gefängniß verurtheilt; ich glaube, es waren nur vier oder sechs Wochen; der Herr nahm es sich aber so zu Herzen, daß er im Gefängniß starb. Alle Welt hatte Mitleid mit ihm und den Hinterbliebenen; auf seine Frau und das Kind, das damals noch klein war und von den Verhältnissen nichts wußte, fiel kein Mafel. Schlecht betrugen sich nur die Verwandten des Herrn Minsberg, besonders der Mann, um dessentwillen er so unglücklich geworden war. Sie kümmerten sich nicht um die Wittve und die Waise, und diese lebten kümmerlich von der kleinen Rente, welche der Mann seiner Frau bei Lebzeiten durch Einzahlungen verschafft hatte. Aber wie gesagt, kein Mensch mißachtete sie

wegen ihres Unglücks. — Das ist die Geschichte, die ich Ihnen erzählen wollte. Es klingt zuerst schlimm, aber da Sie jetzt von mir gehört haben, wie die ganze Sache zusammenhängt, so werden Sie gewiß dem armen Kinde keinen Vorwurf daraus machen. Ich wollte nur nicht, daß ein Anderer Ihnen diese Mittheilung machte. Was ich Ihnen gesagt habe, ist die reine Wahrheit, und Sie können sich darnach erkundigen, bei wem Sie wollen.“

„Ich danke Ihnen,“ sagte das Fräulein, wie aus einer Erstarrung erwachend; „ich danke Ihnen für Ihre Mittheilung. Jedenfalls haben Sie sehr ehrenhaft gehandelt. Natürlich ist von heute ab zwischen meinem Neffen und dem Mädchen Alles aus.“

Volkmann's Gesicht nahm einen sehr traurigen Ausdruck an, dann sagte er heftig: „Sie haben mein Vertrauen getäuscht! Nachdem ich Ihnen Alles erzählt habe, machen Sie mich gewissermaßen zum Unglücksstifter zwischen den beiden Menschen. Was wird Adele sagen, wenn plötzlich ohne alle Veranlassung der Herr fortbleibt? Sie wird eine Erklärung fordern, und wie soll man ihr das von ihrem Vater beibringen?“

Das Fräulein war aufgestanden und ging jetzt aufgeregter im Zimmer auf und ab. „Das ist mir gleichgültig,“ sagte sie, „wie Sie es dem Mädchen beibringen. Sie werden es sich doch selbst sagen müssen, daß eine Verbindung zwischen der Tochter eines Verbrechers und einem Mitgliede unserer Familie unmöglich ist!“

„Erlauben Sie,“ sagte Volkmann bestimmt, „zwischen einem Verbrecher und dem unglücklichen Herrn ist doch wohl ein Unterschied!“

„Bei mir nicht,“ erklärte das Fräulein, „bei mir ist Jeder, der in's Gefängniß kommt, unehrlich, und nicht nur er, sondern seine ganze Familie. Wir wollen kein Wort weiter über die Sache verlieren!“

Volkmann wollte noch etwas erwidern, aber er besann sich. Mit einer stummen Verbeugung ging er hinaus. Im Hausflur aber blieb er einen Augenblick stehen und wuschte sich ein paar Thränen aus den Augen.

Als er gerade auf die Straße hinaustreten wollte, rannte er gegen einen Mann, welcher die Hausthür plötzlich aufstieß und hereintrat.

„Wohnt hier Fräulein Adelheid Kirchner?“ fragte er Volkmann.

„Eine Treppe hoch,“ sagte dieser. Dann verließ er das Haus, um sich mit schwerem Herzen zu seiner Frau zu begeben und ihr das Ergebniß seiner Unterredung mitzutheilen.

3.

Der fremde Mann, mit welchem Volkmann zusammengerannt war, ging inzwischen die Treppe hinauf und blieb einen Augenblick zögernd vor der Thür von Fräulein Kirchner's Wohnung stehen. Er sah sehr schäbig aus und schien sich eben noch nothdürftig ausstaffirt zu haben, um wenigstens einen einigermaßen reinlichen Eindruck zu machen.

Das Dienstmädchen, das ihm auf sein Klingeln öffnete, wollte ihn zuerst gar nicht vorlassen, er erklärte aber, er müsse das Fräulein sprechen, und zwar in einer sehr dringenden Angelegenheit. Dabei griff der Fremde in die Brusttasche und nahm einen versiegelten Brief heraus, den er dem Mädchen mit dem Auftrage einhändigte, ihn an Fräulein Kirchner abzugeben.

„Es ist kein Bettelbrief,“ sagte der Fremde, „melden Sie dem Fräulein, daß es ihr Unglück wäre, wenn sie den Brief nicht öffnete.“

Gespannt öffnete Adelheid Kirchner den Brief, aber nachdem sie die ersten Zeilen desselben gelesen hatte, erblaste sie und gerieth so in Bestürzung, daß es selbst dem Dienstmädchen auffiel.

„Führe den Fremden,“ sagte sie plötzlich,

„in das Empfangszimmer, und sage, daß ich sofort komme.“

Das Mädchen eilte hinaus und ließ ihre Herrin allein. Diese mußte sich setzen, so schien sie der Inhalt des Briefes ergriffen zu haben; und doch war dieser ziemlich einfach. Er lautete:

„Ein Freund will Sie sprechen in einer Angelegenheit, die sich auf Emil Neumann bezieht, auch auf die Gerichtsverhandlung, in der Sie als Zeugin vorgeladen waren.“

Einen Sturm von Gefühlen hatte allein schon die Anführung des Namens Emil Neumann in Adelheid erregt. Vor vier Jahren, bevor sie nach Berlin gezogen war, hatte sie in ihrem Heimathsorte die Bekanntschaft eines jungen Kaufmanns gemacht, der sich ihr in lebhafter Weise näherte. Leider war die altliche Dame für diese Huldigungen nicht unzugänglich. Anstatt sich zu fügen, daß der junge Mann nur eine Geldheirath machen wolle, schenkte sie seinen Liebesversicherungen Glauben, und bei ihr selbst entwickelte sich eine Leidenschaft, die um so heftiger war, als sie erst in den Jahren bei Adelheid zum Ausbruch kam, in welchen man sonst über dergleichen hinweg zu sein pflegt.

Zum Erstaunen aller ihrer Bekannten verlobte sie sich öffentlich mit dem jungen Manne, um schon nach wenigen Wochen einzusehen, daß dieser ein Glender war, der es nur auf ihr Geld abgesehen hatte und sich jetzt schon über sie in einer Weise öffentlich äußerte, daß sie annehmen mußte, in das schwerste Unglück zu kommen, wenn sie nicht gewaltsam diese Verlobung auflöse. Sie hatte es über's Herz gebracht, sich von dem Verräther loszusagen, hatte ihm sogar noch in einem Anfälle von Edelmutheine Geldsumme zur Verfügung gestellt, damit er die Stadt verlassen könne. Sie selbst aber war einige Monate später nach Berlin gezogen, weil sie sich in ihrem Heimathsorte nicht mehr wohl fühlte.

Jetzt war draußen ein Mann, der anscheinend von Emil Neumann kam. Wer konnte wissen, ob er es nicht selbst war? Wohl zitterte Adelheid einen Augenblick bei diesem Gedanken, aber die Liebe zu dem erbärmlichen Menschen war längst geschwunden; sie raffte alle ihre Energie zusammen und trat in das Empfangszimmer.

Der Fremde war nicht Emil Neumann. Er erhob sich bei Adelheid's Eintreten und sagte: „Ich heiße Heidenreich; ich weiß nicht, ob Sie sich meiner noch erinnern.“

„Ich wüßte nicht, woher,“ versetzte Adelheid abweisend.

„Nun,“ sagte Heidenreich, „es ist auch nicht nöthig. Sie werden mich schon kennen, wenn ich Ihnen sage, wer ich bin. Ich war Gerichtsschreiber in dem Orte, wo Sie vor einigen Jahren wohnten.“

„Und was führt Sie zu mir?“

„Eigentlich eine Bitte. Sehen Sie, meine werthe Dame, ich habe Unglück gehabt; Klatschereien von Kollegen, Mißgunst von Vorgesetzten, eine unglückliche Ehe und noch ein paar Unglücksfälle haben mich um meine Stellung gebracht, und ich muß mir jetzt anderweitig ein Unterkommen suchen. Nun dachte ich unwillkürlich an Sie. Ich habe nämlich auch Emil Neumann gekannt, und ich komme zu Ihnen, um Sie zu fragen, ob Sie mir nicht behilflich sein wollen, mich hier in Berlin als Kommissionsär niederzulassen. Mit acht- bis zehntausend Mark wäre mir geholfen.“

Adelheid sah erst erstaunt und dann erschrocken auf den Redner, den sie für verrückt halten mußte. Dieser fremde Mensch kam zu ihr, um von ihr ohne Weiteres ein Kapital zu verlangen. Dabei sah er sie so höhnisch lächelnd und so ruhig an, hatte so ganz und gar nicht das Aeußere eines geistig Gestörten, daß Adel-

heid endlich erwiederte: „Ich muß annehmen, daß es sich bei Ihnen um einen schlechten Scherz handelt, und zu solchem bin ich durchaus nicht aufgelegt.“

„Ich auch nicht,“ versetzte Heidenreich. „Es ist mein voller Ernst. Ich bin im Besitze eines Geheimnisses, durch dessen Preisgebung Sie ins Gefängniß kommen können, und wenn Sie nicht vernünftig sind und mir so viel Geld zur Verfügung stellen, wie ich will, so —“

Außer sich sprang Adelheid auf. „Sie sind verrückt!“ rief sie; dann klingelte sie und befahl dem Mädchen: „Führe den Herrn hinaus!“

Der Fremde aber blieb ruhig sitzen und erklärte: „Sie scheinen nicht zu wissen, um was es sich handelt. Es wäre doch wohl gerathener, wenn Sie erst hörten, was ich Ihnen zu sagen habe. Schicken Sie Ihr Mädchen hinaus.“

„Führe diesen Mann hinaus,“ gebot Adelheid Kirchner, „und wenn er nicht geht, hole einen Schutzmann.“

Sie selbst verließ schnell das Zimmer, dadurch alle weiteren Verhandlungen abschneidend.

Der Fremde erhob sich lächelnd, klopfte dem Dienstmädchen auf die Backen und sagte: „Scheint mir eine etwas rabiate Dame zu sein, Ihre Herrin. Aber wir wollen sie schon klein kriegen, verlassen Sie sich darauf.“

4.

Trüber als je flossen jetzt die Tage für Adele Minsberg hin. Sie hatte früher schon kein beneidenswerthes Loos in ihrer Stellung gehabt, jetzt aber kamen noch seelische Leiden hinzu, Gefühle der Enttäuschung und des Schmerzes.

Es war ihr eigenthümlich zu Muth gewesen, als sie Max Kirchner kennen lernte, und das Interesse für den jungen Mann war bei ihr noch gestiegen, als dieser sich ihr näherte und seine Besuche sich wiederholten. Liebe erweckt Gegenliebe, und so fühlte Adele auch bald für Kirchner eine Zuneigung, die von Tag zu Tag wuchs. Als dann Fräulein Kirchner selbst die Wohnung Volkmann's aufgesucht hatte, war Adele voller Glückseligkeit. Ungeduldig hatte sie den nächsten Besuch des Geliebten erwartet, der dann durch einen unglücklichen Zufall in derselben Stunde des Sonntagsvormittags stattfand, in welchem sich Volkmann bei Fräulein Kirchner befand, um diese über die Familienverhältnisse Adelens aufzuklären. Marie konnte den Besuch nicht gut abweisen, und Max fühlte sich so sehr Herr der Lage, daß er sich ohne Weiteres mit Adele verlobte und ihr erklärte, alle Hindernisse seien beseitigt. Auch Adele gestand ihm jetzt ihre Liebe und erklärte sich mit Freuden bereit, seine Frau zu werden.

Marie mußte Zeugin des Glückes sein. Sie war dabei, als Max seiner Braut den Verlobungsfuß gab; Max dankte ihr hundertmal für alles Liebe und Gute, das sie an Adele gethan, und selbst Marie vergaß über der Seligkeit der jungen Leute, daß ja noch Alles in Frage stand.

Dann war Max freudestrahelnd gegangen, und kurz darauf Volkmann mit sorgenschwerem Gesichte zurückgekehrt.

Am Abend erwartete Adele vergeblich ihren Verlobten; auch am Montage kehrte er nicht wieder. Der Dienstag kam, jedoch nicht Max Kirchner. Dagegen kam ein Brief von ihm, in welchem er Volkmann mittheilte, er denke nicht daran, Adele aufzugeben; er wolle jedoch auch nicht mit der Tante brechen, von der er abhinge, daher vorläufig, ihrem Wunsche gemäß, die Besuche in der Volkmann'schen Wohnung unterlassen, bitte aber, Adele seiner Zuneigung und unwandelbaren Treue zu versichern.

Der Inhalt dieses Briefes machte auf Adele nur wenig Eindruck. „Er kommt nicht,“ sagte sie traurig. „Ich weiß, es ist alles aus!“

Das waren für die guten Menschen trübe Tage, die nun folgten. Marie betrübte sich schwer über den Kummer ihres Lieblinges, und auch Volkmann fühlte sich bedrückt. Er kam aus dem Gedankenkreise nicht heraus, daß er eigentlich die Schuld an dem ganzen Unglück trage. Warum hatte er Fräulein Kirchner Alles mitgetheilt?

Wäre es nicht im Interesse der beiden jungen Leute richtiger gehandelt gewesen, wenn er geschwiegen hätte, bis die Hochzeit vorüber war? Dann nützte alles Schmolten und Grollen nichts mehr, die Thatsache blieb bestehen. Die Sache wäre allerdings ebenso schlimm oder noch schlimmer geworden, wenn vor der Hochzeit Fräulein Kirchner durch irgend einen Zufall etwas über das Unglück des alten Minsberg erfahren hätte, aber —

In einem dieser Gedankengänge wurde Volkmann hier unterbrochen durch ein außerordentlich starkes Ziehen an der Glocke. Er eilte selbst hinaus, da es spät am Abend war, und sah Max Kirchner vor sich stehen.

Der junge Mann drängte sich in die Wohnung ein, und als er im Licht der Stubenlampe stand, sah Volkmann, daß er blaß war und vor Aufregung zitterte.

„Meine Tante ist verhaftet worden!“ sagte er, nachdem er sich einigermaßen erholt hatte. „Verhaftet wegen Meineids! — Sie hat vor einigen Jahren ein Verhältniß gehabt und sich in leicht verzeihlicher Eitelkeit ihrem Bräutigam gegenüber um vier Jahre jünger ausgegeben. Das Unglück wollte es, daß sie in jener Zeit in einer kleinen Prozeßangelegenheit als Zeugin vernommen werden mußte, und sie beging die Thorheit, vor Gericht unter ihrem Zeugnede ebenfalls ihr Alter um vier Jahre jünger anzugeben. Sie glaubte sich zu dieser Lüge gezwungen, weil ihr Bräutigam gleichfalls in jenem Prozesse als Zeuge auftrat, und sie sich vor ihm nicht verrathen wollte. Der damalige Gerichtsschreiber, eine mir bekannte Persönlichkeit, hat wohl schon an jenem Tage gewußt, daß meine Tante eine unrichtige Angabe gemacht hatte; vielleicht hat er dies auch nur vermuthet. Er verschaffte sich das Geburtszeugniß meiner Tante und hatte so den Beweis ihrer Schuld in der Hand. Trotzdem hat er geschwiegen bis vor einigen Tagen. Er war bei meiner Tante und hat einen Erpressungsversuch bei ihr gemacht. Da sie ihn abwies, schrieb er ihr nochmals einen Brief, in dem er zwanzigtausend Mark für sein Schweigen verlangte. Als meine Tante ihm nicht antwortete, hat er sie der Staatsanwaltschaft aus Rache denunziert, und vor einer Stunde ist ihre Verhaftung erfolgt.“

Vor dem Untersuchungsrichter sowohl, wie vor der Strafkammer war die vollständig gebrochene alte Dame geständig, und die Richter billigten ihr mildere Umstände zu, so daß sie mit einer Gefängnißstrafe von vierzehn Tagen davonkam.

Diese Gefängnißstrafe war allerdings für die stolze Adelheid Kirchner härter, als vielleicht für den Verbrecher eine langjährige Zuchthausstrafe. Sie fühlte sich so in ihrem Stolz verletzt, so an ihrer Ehre gekränkt, so tief gedemüthigt, daß sie von dem Augenblicke an, in dem sie aus dem Gefängnisse in ihre Wohnung zurückgekehrt war, diese bis zu ihrem Tode nicht mehr verließ. Ihre Einwilligung zur Vermählung ihres Neffen mit Adele verweigerte sie aber nun nicht mehr. Sechs Jahre freiwilliger Gefangenschaft legte sie sich auf, und trotz allen ärztlichen Anrathens, trotz der Bitten ihres Neffen Max und dessen Gattin Adele war sie nicht zu bewegen, sich wieder vor anderen Menschen sehen zu lassen.

Eine ganz besondere Liebe und Härtlichkeit

aber empfand sie für Adele, eine Härtlichkeit, die ihr zehnfach von der jungen Frau wieder vergolten wurde.

Zwei Jahre hat es gedauert, bis sich die alte Dame entschließen konnte, Volkmann wiederzusehen, und als er zum ersten Male dann vor sie trat und ihr stumm die Hand reichte, war sie in krampfhaftes Schluchzen ausgebrochen, und als er in seiner biederer und naiven Weise sie tröstete, hatte sie ihm plötzlich die Arme um den Hals gelegt und weinend ihm zugeflüstert:

„Hochmuth kommt vor dem Fall!“

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Die erste Besteigung des St. Eliasberges.

In Alaska, dem 1867 von den Vereinigten Staaten dem Zaren abgekauften sogenannten „russischen Nordamerika“, befindet sich der 4563 Meter hohe St. Eliasberg. Bei seiner hohen nördlichen Lage unter dem 60. Breitengrade liegt bei ihm die Grenze des ewigen Schnees schon in 800 Fuß Höhe und seine Besteigung ist lange Zeit für unmöglich gehalten worden. Professor Russel von der amerikanischen Geographischen Gesellschaft war der Erste, der mit wenigen Begleitern im Jahre 1890 den Gipfel des Berges zu erreichen suchte; aber die Forscher waren nach vielen Mühseligkeiten und gefährlichen Abenteuern gezwungen, ihre Anstrengungen, den Gipfel zu ersteigen, aufzugeben, weil der Winter vor der Thüre war. Im Frühling 1891 machte sich nun Professor Russel nebst einer Anzahl von Männern, die in Olympia wichtige Forschungen vollbracht hatten, abermals auf den Weg, in der Hoffnung, diesmal den Gipfel des Berges zu erreichen. Nachdem mehrere Monate lang keine Nachricht von der Expedition eingetroffen war, bemächtigte sich der Angehörigen und Freunde der Expeditionsmitglieder eine nicht geringe Besorgniß um ihr Leben, bis schließlich die Kunde von ihrem Eintreffen in Seattle und ihrem Wohlbefinden den Befürchtungen ein Ende machte.

Als die Expedition die Sey-Bai erreichte, traf sie der erste Unfall. Es war am 16. Juni, und die Wellek waren so hoch, daß eines der Boote umschlug, und Lieutenant Robinson nebst einem Expeditionsmitglied und 4 Matrosen ihren Tod in den Fluthen fanden. Die Brandung war eine solche, daß man 3 Tage brauchte, um zu landen.

Nachdem die Reisenden den Strand erreicht hatten, machten sie sich nach der nördlichen Seite des Eliasberges auf den Weg. Ein Tag Steigens brachte sie bereits bis zur Schneelinie, die ganzen beiden folgenden Monate nun verbrachten sie in Schnee und Eis und wenigstens 30 Nächte lang schliefen sie im Schnee; die übrige Zeit dienten ihnen die Gletschermoränen als Nachtlager. Ihre Kleidung war Wollentwurf; sie waren oft bis auf die Haut durchnäßt, schliefen aber, ohne ihre Kleider abzulegen, und erkälsteten sich trotz alledem doch nie. Der Mundvorrath ward in Kisten von je 50 Pfund getragen, und ein Delofen wurde oberhalb der Vegetationsgrenze gebraucht.

Die ersten 6 Wochen wurden mit Uebersteigen der Gletscher am Nordende des Berges verbracht, die einzige Seite, wo ein Aufstieg möglich ist. In 8000 Fuß Seeshöhe warteten sie 12 Tage auf eine Gelegenheit, die Spitze zu erreichen. Sie machten verschiedene Versuche zu dem Ende, wurden aber jedesmal vom Schnee zurückgetrieben. Endlich erreichten sie nahezu den Gipfel, waren aber gezwungen, nach zwanzigstündigem unausgesetztem Klettern, bis auf's Aeußerste erschöpft, hier Halt zu machen. Einmal brach ein Sturm los und schnitt Professor Russel, der sich allein auf einer Felsen Spitze befand, 4 Tage lang von der Gesellschaft ab.

Von ihrem hohen Standpunkte aus konnte die Expedition eine Fläche nach Norden übersehen, auf der noch nie ein menschliches Auge gehaftet hatte; der überraschte Blick schweifte über eine Region von 300 englischen Meilen Ausdehnung hin, die äußerst öde war und aus Gletschern, Schnee- und Eiseiseln bestand, die nur von starren Felsspitzen unterbrochen wurde.

Professor Russel fand bei seinen Messungen für den Eliasberg eine Höhe von 18,000 bis 19,000 englischen Fuß, was jedoch, wie sich später herausstellte, viel zu hoch gegriffen war.

Beträchtliche Zeit ward auf das Studium der Gletscher, als einen der Hauptzwecke der Expedition,

verwandt, und zwar besonders auf dasjenige des Mataspinagletschers, welcher viele Quadratmeilen südöstlich vom Eliasberg, zwischen Scy-Bai und Nakutat-Bai einnimmt. Die Eliasgletscher sind viel größer als irgend einer in der Schweiz, und der einzige vorgenannte ist größer als alle Alpen-gletscher zusammen genommen. Die Dicke des Eises wird auf 1500 bis 2000 Fuß geschätzt. [V. Jr.]

Maria Stuart's Krinolinen und Perrücken. — Ein Buch, das in Edinburgh in Schottland seiner Zeit erschien, gibt auch ein Inventar von der Garderobe- und Hauseinrichtung der unglücklichen Königin Maria Stuart im Holyrood Palast. Sehr zahlreich vertreten sind darin die Perrücken und Reifröcke, die als würdige Vorgänger der Krinolinen neun englische Ellen im Umfang hatten. Die Haare Maria's ergrauten sehr früh, und da sie eitel genug war, das nicht merken lassen zu wollen, schnitt sie dieselben kurz ab und strich sie unter die Perrücken, die sie häufig

zu wechseln pflegte. So kam es, daß, als nach ihrer Hinrichtung in Fotheringhay der Nachrichter das abgeschlagene Haupt in die Höhe halten wollte, ihm die Perrücke in der Hand blieb, das schöne Haupt der Monarchin mit dem kurz geschorenen grauen Haar aber zu Boden fiel. — dn —

Aus der Kindheit des Eisenbahnverkehrs. — Einen Tunnel von 1,6 Kilometer Länge versah man in den dreißiger Jahren mit acht Luftsäcken, „damit die Passagiere nicht ersticken“; die Geleise wagte man zuerst nur streng horizontal zu führen; die Wagen waren noch um das Jahr 1840 förmliche Kutschen, und der Schaffner saß auf einem Bock. 1839 wurde die Eisenbahn zwischen Berlin und Potsdam dem Betriebe übergeben. Die letzte Fahrt ging um 9 Uhr Abends von Berlin ab. Es schien gefährlich, zu so später Zeit mit der Lokomotive zu fahren, demzufolge spannte man vor jeden Wagen ein Pferd vor, das als Zug-

thier zu fungiren hatte. In Behlenhof, auf der Hälfte des Weges, wurde ein anderes Pferd vor jeden Wagen gespannt. Die Gebrüder Beeskow stellten die Pferde. Die erste Fahrt von Leipzig über Wurzen nach Dahlen (43 Kilometer) und zurück dauerte von Morgens 7 Uhr bis Nachmittags 1/2 2 Uhr und wird von einem Mitreisenden folgendermaßen beschrieben: „Wir fuhrten im zweiten Wagenzuge um 7 Uhr Morgens von Leipzig ab und erreichten Wurzen ungefähr in dreiviertel Stunden. Hier sollten die Lokomotiven neue Füllungen erhalten, was bei der des ersten Wagenzuges in einer halben Stunde bewerkstelligt wurde. Nachdem wir hierauf gewartet hatten, sahen wir den ersten Wagenzug weiterfahren und den Anfang mit der Füllung unserer Lokomotive machen. Hierzu war ebenfalls ungefähr eine halbe Stunde erforderlich und wir brachten auf die Weise ungefähr eine Stunde in Wurzen zu und zwar im Wagen, da wir nicht aussteigen durften,

Humoristisches.



Andere Sitten.

Gastwirth (der sein Söhnchen im Verdacht des Herumtreibens hat): Was, zwei Stunden hast Du nachsitten müssen wegen ungebührlichen Betragens?

Ganz gewiß, Vater — rausgeschmissen wird eben bei uns nicht!



Doch etwas!

Hausfrau: Also Sie wünschen die Stelle als Hausmädchen bei mir?

Reflektantin: Jawohl, gnädige Frau.

Hausfrau: Haben Sie denn auch gute Zeugnisse?

Reflektantin: Jawohl, das Impf- und das Konfirmationszeugniß.

weil durch Aus- und Einsteigen zu viel Zeit verloren gehe. Nach diesem Aufenthalt langten wir nach 1/4 10 Uhr in Dahlen an; um 1/4 10 Uhr läutete die Glocke wieder zur Rückfahrt. Nachdem alle Fahrgäste ihre Plätze wieder eingenommen hatten, und die Wagenthüren sorgfältig verschlossen waren, kam unsere Lokomotive, die bisher müßig dagestanden, an unsere Seite und begann kaltes Wasser einzunehmen, was — inbegriffen mit der Zeit, die zur Entwicklung der Dämpfe von kaltem Wasser nöthig war — ungefähr dreiviertel Stunden dauerte. Obgleich die Lokomotive, so wie bei der Füllung in Wurzen, nicht vor dem Wagenzuge stand, sondern auf der Seitenbahn, so war den Fahrgästen dennoch auch diesmal nicht gestattet, auszusteigen; wir verbrachten daher wieder ein Stündchen wartend im Wagen. 10 1/2 Uhr bewegte sich der Zug endlich in mittelmäßiger Schnelle bis Wurzen, wo die Lokomotive durch falsche Weichenstellung in den Sand fuhr. Während des Herauswindens wurde es uns erlaubt, die Wagen zu verlassen, und bei unserer Rückkehr fanden wir eine andere Lokomotive, den „Columbus“, vorgepannt, der uns ungefähr in der Schnelle eines mäßigen Schrittes bis zum Nachherer Einschnitt führte, dort aber seine Thätigkeit gänzlich einstellte. Wir ruhten hier ein Viertelstündchen und fuhrten dann wieder langsam weiter, bis uns eine andere Lokomotive entgegenkam, die uns rasch nach Leipzig führte, so daß wir um 1 1/2 Uhr Nachmittags daselbst eintrafen.“

[Dr. M. B.]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 34.

Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 32:

Querst ist die Sünde nur flüchtiger Gast, dann hält sie als Mitbewohner Raft, bis sie endlich als Herr nach dem Scepter faßt.

Somonym.

An meines Weibchens fleiß'ger Hand
Ich schon gar häufig jenes fand,
Was jüngst auf steiler Felsenwand
In schöner Blüthe vor mir stand.

Auflösung folgt in Nr. 34. [Oscar Reede.]

Auflösung des Kreuz-Räthfels in Nr. 32:

			G	P	A			
			O	E	P			
			L	T	F			
G	O	L	D	R	E	G	E	N
P	E	T	R	O	L	E	U	M
A	P	F	E	L	B	A	U	M
			G	E	A			
			E	U	U			
			N	M	M			

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Süddeutschen Zeitung
(M. Schirmer) in Thorn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.